

Sommerreihe „Was wichtig ist“

Dorothee Sölle: Brief an meine Kinder

Liebe Kinder, in Sagen und Märchen, wie ich sie Euch früher manchmal erzählt habe, gibt es ein Motiv vom armen Schäfer, der eines Tages von einem kleinen grauen Männchen weit fort an einen geheimnisvollen Berg geführt wird. Der springt auf und öffnet sich, innen glänzen die herrlichsten Schätze, aber während der Schäfer sich noch die Taschen vollstopft, spricht eine Stimme: »Vergiss das Beste nicht!« Und in der Sage schlägt die Tür hinter dem armen Schäfer donnernd zu, und die Schätze in seinen Taschen zerfallen zu Staub.

Ich habe nie ganz genau verstanden, was »das Beste« eigentlich sein soll. Vielleicht der Blumenbusch am Bergeingang? Vielleicht eine unscheinbare alte Lampe wie die von Aladin? Vielleicht der Schlüssel zum Wiederkommen? Vielleicht nur der Wunsch, wiederzukommen, und nicht zu vergessen?

„Vergiss das Beste nicht!“ Mich hat, das wisst Ihr ja alle vier, die Stimme des kleinen grauen Männchens weit weggelockt aus dem gewöhnlichen Leben in die Religion hinein, von den »Gebildeten unter ihren Verächtern« fort, immer näher zum vielleicht eher jüdischen als dogmatisch-christlichen Glauben.

Und von allem, was ich Euch gern mitgegeben hätte in die Feindschaft, mit der das Leben Euch beutelt und beuteln wird, ist dies am schwersten zu vermitteln. Meine Schätze kann ich Euch nicht einfach vermachen. Gott lieben von ganzem Herzen, mit aller Kraft, aus ganzem Gemüte - in einer Welt voller Traditionsbrüche -, das kann ich nicht wie ein Erbe weitergeben.

Meine Versuche, Euch christlich zu erziehen, hatten wenig Chancen; die Institution fiel mir immer wieder in den Rücken, die Kirche war und ist nur selten vertrauenswürdig. Aber auch der eigene Mangel, Bräuche und Symbole glaubwürdig zu leben, Lieder und Gebete einzubeziehen in den Alltag, ist mir sehr bewusst. Es ist, als hätten wir Eltern kein bewohnbares Haus der Religion anzubieten, nur ein verfallenes.

Dass Du, Mirjam, als Jüngste, Dich nicht hast confirmieren lassen - obwohl Du doch nicht weniger nah am Berg mit den Schätzen wohnst und das graue Männchen vielleicht auch manchmal hörst -, ist nur der sichtbare Ausdruck dieser Schwierigkeit, die lebendige Kinder heute mit

ihren christlichen Eltern haben. Vielleicht habe ich mich darum gescheut, Euch ins Christentum zu locken - das Wort »erziehen« ist doch wohl ganz falsch in diesem Zusammenhang.

Aber - organisierte Religion hin, organisierte Religion her - ich wünsche mir, dass Ihr alle ein bisschen fromm werdet. Vergesst das Beste nicht! Ich meine damit, dass Ihr Gott manchmal lobt, nicht immer - das tun nur Schwätzer und Höflinge Gottes -, aber doch manchmal, wenn Ihr sehr glücklich seid, so dass das Glück ganz von selbst in die Dankbarkeit fließt und Ihr »Halleluja« oder das große Om der indischen Religion singt.

Eins von Euch, ich glaube, es war Caroline, hat mal beim Besuch einer scheußlichen Kirche, in die wir Euch immer bei Reisen schleppten, trocken gesagt: »Ist kein Gott drin.«

Genau das soll in Eurem Leben nicht so sein, es soll »Gott drin sein«, am Meer und in den Wolken, in der Kerze, in der Musik und, natürlich, in der Liebe: Ohne Grund im Grund des Lebens ist diese wirkliche Freude nicht da, unser Freuen ist dann immer auf Anlässe und Sachen bezogen, aber die wirkliche Freude, die Lebensfreude, das Glück, am Leben zu sein, ist nicht eine Freude, weil es Erdbeeren oder schulfrei oder einen wunderbaren Besucher gibt. Die wirkliche Freude ist ohne Warum, »sunder warumbe«, wie mein bester Freund aus dem Mittelalter, der Meister Eckhart, sagt.

Wenn ich Euch nur - starke Mutter hin, starke Mutter her - ein wenig von dieser *sunder* warumbe-Freude mitgeben könnte, das wäre schon sehr viel. Dann würde ich auf meine unerlaubten Extraspezialwünsche, diese mütterlichen Zumutungen - dass Ihr zum Beispiel einmal im Leben Meister Eckhart lest - getrost verzichten und mich lieber in das kleine graue Männchen zurückverwandeln und in der blauen Höhle sitzen unter lauter Funkelsteinen und sagen: »Vergesst das Beste nicht!«

Dorothee Sölle

Liebe Enkelkinder,

Ich schreibe Euch diesen Brief an alle zusammen, obwohl sechs Beine (von Euren insgesamt acht) sehr weit weg von hier, in Bolivien, herumspringen und nur zwei Beinchen in Hamburg an der Elbe entlangspazieren.

Eigentlich mag ich Euch nicht einen „Gute-Ratschläge-Brief“ schicken, wie man's im Leben zu was bringt und den Kopf immer oben behält oder welche Bücher man auf eine einsame Insel mitnimmt, obwohl von einem Buch, ihr beiden Großen wisst schon welches, sollte man sich nicht trennen lassen.

Ich will Euch lieber erzählen, was ich von Euch gelernt habe. Gerade wollte ich sagen, dass ich gute Ratschläge für eine der vielen Erwachsenenendummheiten halte, da fällt mir ein, dass ich „Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab“ eigentlich gern singe, Mozart zuliebe. Und damit bin ich schon in der Ratschlagecke gelandet. Ihr ahnt sicher, was kommt, wie könnte es anders sein!

Singen, keinen Tag ganz ohne Lied, am Abend und am Morgen, am besten mit anderen zusammen, aber warum nicht auch allein. Und „kommt ohne Instrumenten nit“, wie es in einem Weihnachtslied heißt. Das ist zwar an Engel gerichtet, gilt aber auch für Euch Bengel, mit Schlagzeug oder Flöte, summend oder dreistimmig. Jeden Tag ein neues Lied lernen, egal ob Aymara oder Spanisch, Jiddisch oder Schwäbisch, das wäre doch toll. Das sind natürlich Großmutterübertreibungen, ich wünschte bloß, mir ginge es so gut!

Ich meine um Gottes willen nicht, dass ihr alle Künstlerinnen und Künstler werden sollt, aber nur Computerspezialistin, Koch, Fernsehansagerin oder Wissenschaftsrat, ohne jedes Lied, weder tags noch nachts, weder für den Frühling noch im Herbst, stellt Euch doch vor, wie öde das wäre.

Einer meiner Freunde aus der großen Bildungskiste heißt Goethe, Johann Wolfgang, der liebte das Wort „dilettantisch“ (von delectare, sich ergötzen) und fand es nicht beleidigend, als Liebhaber oder Dilettant angesehen zu werden, was heute meistens Nichtskönner ohne Vorbildung und Wissen bedeutet. Ich wünsche Euch eine nicht-professionelle Liebe zum Schönen, die bei uns unter lauter Profis und Nützlichkeitsjägern immer mehr verschwindet.

Ich träume ein bisschen von dieser in allen älteren Kulturen beheimateten Fähigkeit von einfachen Leuten, Lieder zu singen, zu malen, sich Geschichten zu erzählen. Wisst Ihr Großen schon, dass die kleine Charlotte mit ihren drei Jahren ihrem Teddy abends manchmal eine Geschichte erzählt? Es ist doch nicht schwer zu verstehen, dass ein Teddybär Geschichten braucht und natürlich ein Schlaflied.

Miguelito hat mit vier Jahren mal ganz nachdenklich, als ich beim Abendessen etwas zum Besten gab, mit dem Kopf geschüttelt und mit Bedauern festgestellt: „Die Großmutter, die Großmutter, die hat einfach zu viel Fantasie, die fließt über von Fantasie.“ Ich bin wirklich kein Vorbild, was Ordnung, Sauberkeit und Fleiß angeht, aber ohne etwas Überfluss, einige Nutzlosigkeit darf, soll, kann das Leben nicht glücken! Das wünsche ich mir von Euch und für Euch.

Ich habe diesen nicht-materiellen Überfluss immer wieder in den Kulturen der Armut gesehen, das brauche ich Euch Dreien in La Paz ja nicht zu erzählen. Einen Film möchte ich aber erwähnen, den Du, Miguel, bald vierzehn, ansehen könntest, zumal er in der Zeit, die Dich am meisten an Deutschland interessiert, spielt. Er heißt „Das Leben ist schön“ und spielt größtenteils in einem Konzentrationslager. Er setzt den Überfluss, die Fantasie, die Schönheit gegen das Grauen, die Bürokratie und den Mord. Mit diesem Film ist es mir seltsam ergangen; ich fand darin eine Art Frömmigkeit ohne religiöse Wörter, Geschichten oder Gesten, eine Lebensfrömmigkeit, die sich nicht zerstören lässt, eine Art, trotz alledem das Leben zu lieben. Von ihr möchte ich Euch etwas vormachen.

In der Bibel heißt dieselbe Sache ganz einfach mit einem großen, veralteten Wort „loben“. Bitte lernt das und lasst es Euch nicht ausreden, es ist vielleicht das wichtigste. „Lernen“ ist vielleicht etwas zu pädagogisch dahergeredet, man kann sich das Loben nicht einpauken, es kommt eher über einen, wenn man Augen und Ohren offen hält. Als das Lottchen ein Jahr alt war und sprechen lernte, war sein erstes richtiges Wort ein Lobewort. Im Garten sah es eine Blume, einen ganz gewöhnlichen Löwenzahn, und es sagte erstaunt und fröhlich: „Toll, toll!“

Ich habe diese Geschichte einmal in Amerika bei einem Vortrag erzählt und sagte für „toll“ wonderful, great. Dann fügte ich das deutsche Wort hinzu, und all meine Zuhörerinnen fingen begeistert an, es nachzureden; der ganze Raum tönte nur so von amerikanisch ausgesprochenem „toll, toll“. Das hat mit dem Loben zu tun, und Ihr alle habt mir das beigebracht. Charlotte fragte nicht: „Kann man das essen? Kann man es verkaufen? Was bringt es mir? Welchen Zweck hat so ein Ding überhaupt?“ oder wie ein etwas größerer Junge neulich seinen Vater fragte: „wofür macht der Mond Reklame?“ Eine merkwürdig dummkluge Frage.

Nun, die alte Tradition hätte darauf eine einfache Antwort gewusst: Der Mond lobt Gott, natürlich, was sonst. Das Schöne zieht uns zu Gott, bringt uns in einen Zustand, der mit Kaufen und Verkaufen nichts zu tun

hat, aber mit Staunen und Stillwerden, mit Sich-Wundern und vielleicht Summen, mit Sich-Vergessen und mit Glück. Siehe da! Toll! Halleluja! Ich bin ein Teil des großen, wunderbaren Ganzen, das wir „Schöpfung“ nennen. Vergesst das nicht, es kann sich an ganz gewöhnlichen Dingen entzünden, an einer Pfütze am Straßenrand oder an einem Kieselstein, der rötlich glänzt.

Ich wünsche Euch jedenfalls viele Kieselsteine, immer wieder. Das Leben ist schön, und es schadet Euch gar nichts, ein paar olle Kirchenlieder zu lernen, die aus nichts anderem bestehen als aus diesem Singen und Loben, ohne Zweck und bloß so. „Du meine Seele singe, wohlauf und singe schön.“ Da fordert eine Seele die andere, die etwas traurig oder tranig herumhockt, auf, doch mitzusingen, mit dem sprudelnden Wasser und dem Flieder, der gerade anfängt zu blühen.

„Nun lob mein Seel den Herren“ ist ein anderes altmodisches Kirchenlied, aber dann folgt der wunderbare Satz „was in mir ist, den Namen sein“. Alles, was in mir ist, und vielleicht missmutig, gelangweilt, ärgerlich und schauderhaft ist, schmilzt weg, und die Freude zieht ein.

Manchmal, wenn ich Angst habe vor den vielen Unglücken, die wir Euch hinterlassen, dann fällt mir der wilde Zorn ein, den Ihr alle kennt. Ich denke, er gehört in diese große Liebe hinein. Ich will Euch an ein Erlebnis, das wir zusammen in Bolivien hatten, erinnern. Am Karfreitag haben wir auf dem Land eine Prozession begleitet. Die war wie ein Theaterstück im Gehen. Die Jünger verkrümelten sich, die Frauen gingen leise klagend und singend mit, und Jesus war ein Junge von vielleicht 15, sehr mager und blass, nur mit einem Tuch bekleidet. Und vor ihm und hinter ihm ritten die römischen Soldaten, mit riesigen roten Togen geschmückt, Schwerter oder Schlagstöcke in den Händen. Sie hatten Jesus zum Tode verurteilt, sie schlugen auf ihn los, sie spuckten ihm ins Gesicht ...

Samuel, mein Enkel, noch nicht vier Jahre, war atemlos vor Empörung. So zornig wie nur er werden kann, stieß er hervor: „Ich geh' jetzt, ich renn, jetzt gleich in die Hölle zum Teufel und sag' ihm, dass er endlich kommt.“ Wer so viel Zorn fühlt, der kann auch „toll“ sagen.

Zum Singen und zum Loben gehört noch ein Drittes, das Ihr nicht beim Erwachsenwerden ablegen solltet wie ein Kinderkleid, das ist das Beten. Ich könnte auch einfach sagen, es ist das Wünschenlernen und aus dem „wunschlosen Unglück“, wie ein heutiger Dichter das mal sehr genau genannt hat, herauskommen.

Eine Freundin von mir ist Grundschullehrerin in einem Arbeitslosenviertel in Hamburg. Sie hat die Kinder vor Weihnachten gebeten, einen Wunschzettel zu schreiben, aber nur die Wünsche, die nicht durch Kaufen, durch Geld erfüllbar sind. Die Kinder kamen richtig ins Nachdenken, kauten an ihren Bleistiften und kritzelten dann etwas aufs Papier. Über die zugelaufene kleine Katze, dass sie da bleibt, über den grässlichen Bruder, der immer Streit anfängt. Ein Kind schrieb, dass Papa nicht wieder betrunken nach Hause kommt und die Mutter zusammenschlägt. Eins wünschte sich, dass die Bäume nicht wegen der neuen Autobahn abgehauen werden.

„Weißt Du eigentlich“, fragte ich meine Freundin, „was Du da tust?“ Sie sah mich verdutzt an und ich sagte: „Das ist Gebetserziehung.“ Wir müssen lernen, unsere Träume und Hoffnungen zu kennen und sie zu benennen. Unsere Wünsche werden ja von riesigen Machtapparaten geprägt, inszeniert und aufgebaut; andere als die durch Geld erreichbaren sind kaum noch geduldet. Aber im Beten geht es um andere, tiefere Wünsche. Sie haben mit unserem gemeinsamen Leben zu tun, mit der Luft, die Ihr, meine Enkelkinder, atmen werdet, mit meinen Geschwistern, die Hunger haben und keine Schule, und auch den anderen Geschwistern, den Bäumen.

Andere Wünsche haben und uns in ein anderes Verhältnis zur geschaffenen Welt einüben, die Allmachtträume begrenzen und uns aus der Geistlosigkeit der Verbraucher und Benutzer befreien, das wäre gut. Vielleicht heißt beten in unserer Realität auch, andere Wünsche zu haben, als die, die die Wissenschaft uns zu erfüllen verspricht.

Das Beten ist wie das Singen, wie das Loben ein Ausdruck der Liebe zu Gott. Auf die Kirche bin ich manchmal ärgerlich, weil sie so oft nur zum Ausdruck bringt, dass Gott uns liebt, beschützt, wärmt, rettet. Das ist alles richtig, aber nicht genug. Es gibt keine Liebe, die so von einem allein auf andere träufelt, jede Liebe ist gegenseitig. Das allererste Gebot der Bibel heißt, dass du Gott „über alle Dinge, von ganzem Herzen, mit ganzer Kraft“ lieben sollst. Denkt nicht, dass es Gott nicht kalt wäre, wenn er diese Welt ansieht und ihre immer noch weiter wachsende Ungerechtigkeit. Bildet Euch nicht ein, Gott brauchte uns nicht, er braucht Euch alle vier: Miguel, Johanna, Samuel und Charlotte. Er ist in Euch versteckt und Ihr seid in ihm versteckt.

Dazu muss ich Euch noch eine Geschichte mitteilen, die von Johanna kommt. Einmal erzählte ich ihr etwas von früher. Sie fragte, wie Kinder das oft tun: „Wo war ich, als das passierte?“ Ich sagte: „Du warst noch nicht auf der Welt.“ Das passte ihr nicht und sie fragte: „Aber wo war ich

denn?“ Ich, dumm wie Erwachsene halt so sind, meinte: „Du warst noch nicht geboren.“ Da wurde sie zornig und murrte: „Aber irgendwo muss ich doch gewesen sein!“ Ich sagte etwas hilflos: „Ja du, du warst noch versteckt.“ Dann hat dieses vierjährige Kind einen Augenblick geschwiegen und nachgedacht. „Klar“, sagte sie dann, „ich war in Gott versteckt.“

Vergesst das bitte nicht, auch wenn die alte Mumama euch eines Tages, keine Geschichten mehr erzählt.

Eure Mumama

aus: Worauf du dich verlassen kannst